Morgen-Ausgabe. Nr. 571. Berlin, Dienstag, den 6. Dezember 1892.

Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich: 7½ und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne Nr. kostet wie mit 10 Pfennig berechnet.

Neue Preußische Zeitung.

Gerade aus mit Gott für König und Vaterland.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf diese Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königsträger: Straße № 15, und die behaupteten Spediteure. — Inseratenpreis: Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

Nordhausen, 5. Dezember. (W. T. B.) Die hiesigen Stadtverordneten haben heute den bisherigen Bürgermeister von Thorn, Schnitzerus, zum ersten Bürgermeister der Stadt Nordhausen gewählt.

München, 5. Dezember. (W. T. B) Der Prinzregent hat dem Professor Dr. Auwers von der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin, dem Professor Max Bruch an der Königl. Hochschule für Musik in Berlin und dem Direktor des zoologisch-zootomischen Instituts Prof. Leuckart in Leipzig den Maximilansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Wien, 5. Dezember. (W. T. B.) Abgeordnetenhaus. Der Handelsminister unterbreitete heute dem Hause einen Gesetzentwurf, durch welchen die Regierung zu einer provisorischen Regelung der Handelsbeziehungen mit Spanien ermächtigt wird.

Wien, 5. Dezember. (W. T. B.) Abgeordnetenhaus. In Beantwortung der Interpellation Pleiner, betreffend die Auflösung des Reichenberger Stadtverordneten-Kollegiums, führte der Minister-Präsident Graf Taaffe aus, ein Reskript sei innerhalb der gesetzlichen Frist nicht eingebracht, daher habe er als Minister des Innern sich nicht instanzenmäßig mit der Angelegenheit befassen können. Jedoch stehe er nicht an, zu erklären, daß er die Verfügung des Stadtverordneten-Kollegiums, billige und in den Verhältnissen begründet erachte. Zu dieser Anschauung veranlasse ihn sein auf Grund von amtlich erhobenen Thatsachen gebildetes Urtheil über die Thätigkeit der aufgelösten Stadtvertretung. Alsdann führte der Ministerpräsident eine Reihe von Uebergriffen der Stadtvertretung gegenüber der Stadthalterei und dem böhmischen Landtage an, und wies auf die anfreizenden Reden in derselben hin, deren Wiedergabe in den Blättern die gerichtliche beschlagnahme der letzteren herbeigeführt habe. Graf Taaffe rügte besonders den wiederholten Aufruf im Volksbade, durch welchen denjenigen, welche nicht deutsch sprächen die Ausweisung angedroht wurde. Mehrfach seien an den Bürgermeister erfolglose Mahnungen wegen des Mangels an Polizei bei Vereins-Versammlungen gerichtet worden, z. B. aus Anlaß der Sedan-Feier des deutsch-nationalen Vereins am 1. September 1892, wo unbeanstandet Reden gehalten seien, deren Abdruck die gerichtliche Beschlagnahme herbeigeführt habe. Des weiteren führte der Minister-Präsident als kennzeichnend für die Reichenberger Verhältnisse die Unitreuen der städtischen Sicherheitswache an, weshalb das Mutter nicht in Oesterreich gesucht sei. (Hört, hört! Rechts.) Schließlich erwähnte Graf Taaffe den Fackelzug für den Bürgermeister und terroristische Kundgebungen vor der Wohnung des verantwortlichen Verfassers eines Artikels in einer Reichenberger Zeitung, welcher die Uniform der Polizei rügte und es tadelte, daß der Bürgermeister bei offiziellen Feierlichkeiten den ihm verliehenen Orden nicht angelegt habe. Unter der Regierung dieser Partei sei es in Reichenberg mit der Freiheit des Bürgers dahin gekommen, daß es gefährlich wurde, öffentlich an das Schicksal zu mahnen. Der Ministerpräsident führte die Klagen der verschiedenen Behörden an, wies auf das unsichere Herrschen des Parteistandpunktes hin, sowie auf die Intoleranz und offene Mißachtung gegenüber den Meinungen anderer und auf die beleidigenden Verdächtigungen der oberen Behörde. Alles dies habe ein friedliches Nebeneinanderleben in der Gemeinde, sowie einen gedeihlichen Geschäftsverkehr nach außen unmöglich gemacht. Die Auflösung solle die Möglichkeit bieten, sich von den Launen eines nahezu terroristischen Parteigeistes loszureißen, dessen einzelner Bestätigung auf die Dauer keine staatliche Verwaltung untätig hätte zusehen können. Die Auflösung sei somit gerechtfertigt; dieselbe sei nicht gegen die Gemeinde-Autonomie und den deutschen Charakter Reichenbergs gerichtet gewesen. (Beifall rechts.) In weiteren Verlauf der Sitzung beantwortete der Ministerpräsident zwei auf denselben Gegenstand bezügliche Interpellationen Prade. Hierauf wurde, wie bereits gemeldet, beschlossen, in eine Besprechung der Beantwortung in der morgigen Sitzung einzutreten.

Pest, 5. Dezember. (W. T. B.) Die Synode der evangelisch-reformirten Kirche hat einstimmig den Antrag Tisjas angenommen, daß an Ehegatten die evangelisch-reformirte und die evangelische Kirche Augsburgischer Konfession ein gemeinsames Interesse haben, daß jedoch, da die Angelegenheit in erster Reihe eine staatliche Standpunkte zu beurtheilen sei, eine gemeinsame Kommission der Synoden beider Kirchen erklären möge, sie hatte es nicht für zeitgemäß, vermalen sich hier über die Ehefrage auszusprechen.

Paris, 5. Dezember. (W. T. B.) Nachdem auch Develle und Lenoel abgelehnt haben, die Bildung eines Kabinets übernehmen, wird Präsident Carnot, wie es heißt, Brisson von neuem zu sich kommen oder sich an Ribot wenden.

Paris, 5. Dezember. (W. T. B.) Die Deputirtenkammer hat den Antrag Letellier, wonach der Presse täglich ein amtliches Bulletin über die Panama-Untersuchungs-Kommission mitgetheilt werden sollte, mit großer Mehrheit abgelehnt. Brisson hatte den Antrag bekämpft. Hierauf beschloß die Kammer mit 333 gegen 182 Stimmen die Dringlichkeit für den Antrag Pourquery, durch welchen die Panama-Kommission ermächtigt wird, den Untersuchungsrichter der Kommission zu ersetzen. Gleichzeitig beschloß die Kammer, morgen eine Kommission zur Vorberathung dieses Antrages zu wählen. Nächste Sitzung Donnerstag.

Rom, 5. Dezember. (W. T. B.) Die Deputirtenkammer hat die an den König zu richtende Adresse mit großer Majorität angenommen. Bei der Berathung derselben erging sich der Deputirte Barzilai in allerlei irredentistischen Anspielungen und wies darauf hin, daß der Wunsch des Königs Victor Emanuel noch nicht erfüllt sei. Die radikalen Deputirten Pendemini, Sceci und Giuffrida bezeichneten die angekündigten heftigen Reden als unnöthig. Die Kammer begann sodann die Berathung des Budgets.

Madrid, 5. Dezember. (W. T. B.) Die amtliche „Gaceta" veröffentlicht ein Dekret, betreffend die Einführung einer Alkoholsteuer, durch welche die Fabrikation und der Detailverkauf von Alkohol, unabhängig von der bereits bestehenden Besteuerung, mit einer besonderen Abgabe belegt wird.

Bern, 5. Dezember. (W. T. B.) Die ordentliche Wintersession der Bundesversammlung ist heute eröffnet worden.

Brüssel, 5. Dezember. (W. T. B.) Ein der „Réforme" zugegangenes Privatschreiben aus Boma vom 21. Oktober meldet, es liege in Boma nunmehr die amtliche Mittheilung vor, daß die von Jacques, Jeubert und Bia geleiteten Expeditionen niedergemetzelt worden seien.

* **Petersburg**, 5. Dezember. (Privat-Telegramm.) Die Journale verlangen unausgesetzt, daß die Pforte den in Italien unter türkischer Flagge gebauten bulgarischen Schiffen die Durchfahrt durch die Meerengen verweigere.

* **Belgrad**, 5. Dezember. (Privat-Telegramm.) Die Regierung beauftragte ihre auswärtigen Gesandten, das Gerücht von einer serbischen Minister-Krisis als grundlos zu bezeichnen. — Der Rechtsanwalt Tatitsch übernahm, von der Regierung dazu ernannt, provisorisch den Bürgermeisterposten.

Die auswärtige Politik der Woche.

Unter dem Titel „Les courses de Mr. Brisson" verspottet der „Figaro" die gescheiterten Bemühungen zur Neubildung eines Ministeriums in recht witzigen Versen. Die „combinaison" will sich nicht finden lassen, welche die Schwierigkeiten zu beseitigen geeignet wäre, und in der That es ist schwer abzusehen, wie neben der allmählichen Untersuchungs-Kommission eine Regierung gebildet werden könnte. Die Angelegenheit, welche die Gemüther in Frankreich zumeist interessirt, spielt sich doch über ihren Kopf hinweg ab, und jede unerwartete Wendung der Untersuchung müßte das eben gewonnene Kabinet in das Nichts zurückwerfen, aus dem es hervorgegangen ist. So hat sich denn Brisson entschlossen, die Zitate ins Korn zu werfen und der Präsident der Budget-Kommission, Casimir Périer ist in den Wagen gestiegen, um Minister zu suchen. Aber auch von ihm wird es bald heißen: Il rentre à la maison — Et se dit: Sille aventure! — Encore un louis de voctare. — Et pas de combinaison!

Interessanter ist es vielleicht, daß ein taktender Artikel Magnards darauf hinweist, wie in Paris vielfach die Rede gehe, daß Boulanger doch Unrecht gethan habe, sich das Leben zu nehmen: il avait une revanche à prendre! Niemand aber frage, weshalb der Graf von Paris nicht zu Roß steige? „Wenn", sagt Magnard, „niemand sich bemüht, Minister zu werden, wie der melancholische Brief Brissons an die „Grande Horde" beweist, so ist es klar, daß es für den Augenblick keinen Reiz bietet, durch einen Staatsstreich sich zum Herrn eines so unruhigen Landes wie das unsrige zu machen. Die Prätendenten haben ein Prinzip zu hüten, an welches heute niemand denkt, auf welches man aber eines Tages vielleicht wieder zurückkommen wird."

Das ist zwar sehr vorsichtig ausgedrückt, gewinnt aber einigermaßen an Relief, wenn man eine unmittelbar vorhergehende Betrachtung heranzieht, die so philosophirt: „Die Völker lieben fertige Thatsachen, und Leute, die weder Monarchie noch Kaiserthum lieben, werden darum doch keineswegs zu den Waffen greifen, wenn die eine oder die andere, ohne daß man sie darum fragt, restaurirt werden sollte."

Wie gesagt, das ist ein Fühler, und wir wollen keineswegs behaupten, daß er sich morgen oder übermorgen in Wirklichkeit umsetzen wird, aber unmöglich ist es keineswegs, daß in irgend einer Form die Diktatur sich aus dem Schlamm hervorarbeitet, in welchem die französische Republik bis zum Halse steckt.

Wir setzen damit einen wahrhaft faltmutanten Artikel von Jules Delafosse in Zusammenhang, der in derselben Nummer des „Figaro" (vom 3. Dezember) zu finden ist.

Es ist wohl das stärkste, was über die Korruption der dritten Republik gesagt werden ist. Das gegenwärtige Regiment „sent odieusement la vénalité", und wer die Geschichte Frankreichs kenne, wisse auch, daß die großen Staatsumwälzungen der jüngsten Vergangenheit auf geschickte Benutzung von Skandalprozessen zurückzuführen seien. So habe der Prozeß Deposens-Cubieres die Revolution von 1848 vorbereitet, und eine stets scharfe Waffe gegen das Empire sei der Vorwurf der Korruption gewesen, den man freilich niemals habe erweisen können. Die Verwaltung des Empire sei bewundernswürdig rein gewesen und, obgleich man seit 20 Jahren suche, sei kein einziger Fall von Veruntreuung oder Bestechung erwiesen! Vor zwei Jahren sei der Baron Haussmann, der in 15 Jahren Paris niedergerissen und wieder aufgebaut habe, als ein armer Mann gestorben — und nun vergleiche man damit die Zustände in der gegenwärtigen Regierung Frankreichs. Die Gerechtigkeit habe ihre Binde und ihre Wage verloren, die Administration trage einen vergoldeten Gürtel, die Sitten seien schimpflich verdorben, wie immer neue Prozesse erweisen, und die politischen Gewalthaber endlich taugen um das goldene Kalb! Alles beuge sich vor der Demokratie, um mit ihrer Hülfe emporzukommen und mit jeder neuen Legislatur sinke das moralische Niveau der Kammer. Es gebe weder regelmäßiges Aufsteigen noch eine Hierarchie mehr. Sprungweise vollziehe sich alles und ein unbeschränkter Repotismus sichere alle einträglichen Posten den Favoriten der Politik. Staatsrath, Rechnungskammer, Finanzen, die früher glänzenden Verdiensten und bewährter Tüchtigkeit vorbehalten waren, seien heute der Zufluchtsort für unrühige Staatsmänner und gescheiterte Politiker geworden. Das parlamentarische Regime sei ein ewiger Markt zwischen Deputirten und Ministern, der Schauplatz schamloser Kombinationen und der überraschendsten Mascaraden. Wer gestern noch ein Nichts in seiner kleinen Heimathstadt war, kann morgen alles werden: Minister der Marine oder der Landwirthschaft, Bankdirektor, Botschafter, Erzbischof oder Admiral, kurz was man nur will. Denn da er für keinen Beruf vorgebildet ist, muß er für alle Stellungen gleich geeignet sein!

Und in diesem Ton geht die blutige Philippica von Delafosse weiter! Wer darf sagen, daß er Unrecht hat? Und wir verstehen den Ruf wohl, der ihm aus dem Herzen kommt: Il y a la France à sauver! und wollen es ihm um dieses Patriotismus willen, den wir auch am Gegner hochachten, nachsehen, wenn er sagt, daß die Künstlichkeit, dieses Grundlaster des gegenwärtigen Frankreich von außen her importirt worden sei. Das Wesentliche ist uns die Feststellung der Thatsache, daß die besseren Männer in Frankreich sich mit Abscheu von den sittlichen Früchten des parlamentarischen Elements der dritten Republik abwenden.

Aber wie wunderbar ist doch die Thatsache, daß diesem bankerotten Regiment das letzte Jahr seine beiden großen Bundesgenossen gebracht hat: den Zaren und den Papst, von denen der eine den Ehrgeiz hat, die bürgerliche Ehrbarkeit quand même zu vertreten, der andere die verdorbene Welt durch Rückkehr zur Gottesfurcht bessern will.

Welchen Eindruck der Panamaskandal und der Sturz des Ministeriums Loubet in Petersburg und Rom machen wird, läßt sich noch nicht übersehen, zumal in Beurtheilung von Thatsachen der Wille mitspielt, mit dem man an sie herantritt. Die russische Presse hat ihren Entschluß bereits gefunden: Frankreich ist unschuldig und ein Opfer der Juden, der Herren Reinach und Rohn, und Frankreich könnte sich dieser Presse gegenüber reinigen, wenn es nach russischem Muster eine Judenausweisung in größerem Stil in Scene setzen wollte. Im übrigen ist man höchst erbittert über die Verdächtigung, die de la Haye gegen Katkow, ausgesprochen hat. Die 50 000 Francs, welche die „Mosk. Wjed." erhalten haben sollen, werden mit Entschiedenheit und Entrüstung abgestritten, was beiläufig bemerkt mit um so größerer Sicherheit geschehen kann, als man in Frankreich entschlossen ist, diese Seite der Panama-Affaire unter allen Umständen zu vertuschen. Im übrigen benutzt die russische Presse die Gelegenheit, um mit fremdem Augenaufschlag zu betheuern, daß sie stets allen Geldverschiebungen unzugänglich und in ihrem Thun nur durch patriotische Motive bestimmt worden sei. Eine Behauptung, auf welche einzugehen, wir nicht der Mühe für werth halten.

Von viel größerem Interesse ist uns die Rückwirkung dieser Dinge auf den Vatikan. Ein merkwürdiges Zusammentreffen hat gewollt, daß eben jetzt der Kardinal Lavigerie gestorben ist, der Mann, welcher das Bündniß zwischen der Kurie und der französischen Demokratie perfekt gemacht hat. Nun haben wir schon mehrfach Anlaß genommen, auf die werdende Demokratisirung der katholischen Kirche hinzuweisen. Der Umstand, daß sie ihren Schwerpunkt in den ganz oder halb republikanischen, ist dem einen, wie in dem anderen Fall demokratisch durchsetzten romanischen Staaten hat, wirkte naturgemäß dahin, das glühende Verlangen Leos XIII. nach Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes trat hinzu und die Verstellung, daß dieses Ziel durch den Dreibund behindert, durch die russisch-französische Allianz befördert werde, ließ ihn das unnatürliche Bündniß mit der demokratischen, religionsfeindlichen Republik und mit dem schismatischen Rußland abschließen, das mit voller Anstrengung die Vernichtung des Katholizismus in Littauen und Klein-Rußland und die Entmündigung desselben im eigentlichen Polen anstrebt. Der heutige Erlaß Leo XIII., der die Monarchisten Frankreichs zur Unterordnung unter die Republik nöthigte, hat für den Papst zunächst die unangenehme Folge einer starken Abnahme des Peterspfennigs gehabt, so daß die ohnehin mißlichen Geldverhältnisse im Vatikan heute sich einer Krisis zu nähern beginnen. Unter den jüngeren römischen Prälaten hat sich eine starke, der französischen Allianz feindselige Partei gebildet, und es ist nicht undenkbar, daß sie beim nächsten Konklave über die Majorität verfügt. Wenn nun Frankreich selbst an dem von der Kurie protegirten System des demokratischen Parlamentarismus irre wird, ist ein Rückschlag, der die politische Autorität des Papstes trifft, unvermeidlich. Die Franzosen selbst sehen das sehr wohl ein und verlangen, im Gegensatz zur Haltung ihrer Regierung, immer lauter, daß die antireligiöse Politik eingestellt werde, weil sonst der Papst auf die Dauer sein Wohlwollen der Regierung nicht werde wahren können. Es kommt hinzu, daß den Franzosen allmählich bange wird um ihre Stellung als Schutzmacht der Katholiken des Orients. Rußland hat sein französisches Freundschaftsverhältniß, oder, um ein treffendes Schlagwort zu brauchen, seinen flirt mit Frankreich benutzt, um überall auf Kosten des katholischen Orients um sich zu greifen. Wir haben die schwächliche Haltung Frankreichs in der Angelegenheit der heiligen Stätten in diesem Lichte beleuchtet. Auch Leo XIII. drückte damals beide Augen zu. Es heißt heute, daß Frankreich die Absicht habe, energischer in Palästina und Syrien vorzugehen. Aber wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß es bei bloßen Worten bleiben wird. Die „venalité", über welche Delafosse klagt, erstreckt sich auch auf das politische Gebiet und giebt allen russischen Aspirationen die historische Würde Frankreichs und die Rechte des Katholizismus im Orient ohne jedes Bedenken preis.

Die Erkenntniß der hier gemachten Fehler wird erst zum Durchbruch gelangen, wenn es zu spät ist.

Von auswärtiger Politik ist sonst wenig zu sagen. In Serbien spielen die Liberalen mit großem Geschick alle öffentlichen Stellungen in die Hände ihrer Anhänger. Namentlich die kleinen Bürgermeisterposten haben sie dadurch gewonnen, daß sie unter Drohung mit Kassenrevisionen die bisherigen Inhaber dieser Stellungen zum Rücktritt bewegten, und dann ihre Leute hineinsetzten. Da nun in Serbien bei Steuerrückständen die Ausübung des Wahlrechts nicht gestattet ist, liegt es in der Hand der Bürgermeister unter geschickter Benutzung dieses Umstandes bei den nächsten Wahlen eine liberale Majorität in der Kammer herzustellen.

Die sich vorbereitende Abwendung der Montenegriner von Rußland erklärt sich durch den Verdruß über die eingestellten russischen Zahlungen, und wohl auch daraus, daß Fürst Nikita eingesehen hat, daß er von russischer Seite keinerlei Unterstützung zu erwarten habe, um seine auf Serbien gerichteten Hoffnungen zu verwirklichen. Der Zar will sein Pathenkind nicht im Stich lassen. Diese Haltung der Montenegriner kann für Bulgarien sehr nützlich werden, weil bisher montenegrinisch-russische Agitationen die revolutionären Anschläge in Bulgarien aufrechterhielten.

Die Affaire mit dem Dampfer „Olga", bei der die Lügenhaftigkeit russischer Berichte wieder einmal drastisch zu Tage trat, spielt noch immer weiter. Als neues Moment der Nörgelei gegen Rumänien und Bulgarien wird dann von Petersburg aus das angebliche Bestreben beider Staaten ausgenutzt, ebenfalls freie Fahrt im Schwarzen Meer und durch die Dardanellen zu erlangen. Man gewinnt den Eindruck, als arbeite die russische Diplomatie dahin, diese Dardanellenfrage in fieser Weise Bewegung zu erhalten.

Zu Betreff der russisch-deutschen Handelsvertrags-Verhandlungen heißt es jetzt, daß Rußland entschlossen sei, mit einem Maximal- und Minimal-Tarif vorzugehen. Daß kaum einem Abbrechen der Verhandlungen gleich, denn nur unter der Voraussetzung, daß der heute geltende Tarif in wesentlichen Punkten herabgesetzt werde, war Deutschland auch seinerseits bereit, Zugeständnisse zu machen. Man überschätzt in Petersburg offenbar die Stärke der eigenen Position. Wir sind vom russischen Getreide nicht mehr abhängig und das russische Exportverbot des letzten Jahres hat wesentlich dazu beigetragen, die Straßen einzuführen, auf welchen wir uns Getreide zu beschaffen im Stande sind. Man wird also sehen, wer besser die Lage tragen kann. Auch lauten die Nachrichten über die Verhältnisse im Innern Rußlands keineswegs so, daß ein großer Export auch nur möglich erschiene. Erst kürzlich ist die Staatskasse wiederum genöthigt gewesen, 15 Mill. Rubel einigen nothleidenden Gouvernements zuzuwenden, und dazu kommt jetzt noch wirklich die Salzsteuer.

Hof- und Personal-Nachrichten.

— Der Wirkliche Geheime Ober-Regierungs-Rath Dr. Schneider im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten ist nach der Provinz Preußen abgereist.

— Der Bevollmächtigte zum Bundesrath Großherzoglich sächsische Staatsminister Dr. Frhr. v. Groß ist von hier abgereist.

— Der Kaiserliche Konsul in Basel v. Bary ist hier eingetroffen.

Feuilleton.

Der Spinnerlehrling.

Von William Westall.

Verdeutscht von Axel Albrecht.

Mit Genehmigung des Verfassers.

(Fortsetzung.) 57

„Nein, dessen braucht sich kein junger Bursche zu schämen," fuhr der Oberst ernst fort. „Wenigstens will ich nicht in Deine Herzensgeheimnisse dringen, ich bin zwar Dein Vater, aber ich kann manches ebenwegen nicht, auch Dein Beichtvater zu sein. Was Dir als Mann sein muß sie will, jedenfalls möchte ich Dich bitten, auch ihr gegenüber verlängs unser heutiges Gespräch geheim zu halten!"

„Was soll ich ihr denn aber sagen? Und was wird sie von mir denken?!" rief der junge Mensch voller Leidenschaft aus. „Sie wußte, daß ich heute aufs Schloß gehen wollte und ich muß ihr doch irgend etwas über das Resultat meiner Unterredung mitheilen, wenn ich mich nicht ihr gegenüber in ein wunderbares Licht setzen will. Und Du kannst versichert sein, daß sie kein Wort über unser Geheimniß verraten würde."

„Daran zweifle ich nicht, Robin; aber ich wünsche aus ganz bestimmten Gründen, daß meine Frau erst durch mich von allem unterrichtet werde. Da nun aber Miriam, wie ich hoffe, erstes zu uns kommen wird, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß sie durch irgend ein unbedachtsames Wort oder auch nur durch irgend einen Blick ihr Geheimniß verrathen könnte, und — Deine Stiefmutter ist eine gewandte Weltdame, die großes Geschick im Lesen von Gedanken und Kombinieren von Thatsachen besitzt. Darum ist es besser, daß auch Miriam vorläufig noch nichts erfährt. Wenn sie ein Interesse für Dich hat — und das hat sie doch?"

„Ich — ich glaube."

„Wenn sie ein Interesse oder sagen wir eine schwesterliche Zuneigung für Dich hat, so wird ihr Vertrauen zu Dir durch Dein Schweigen nicht erschüttert werden; sage ihr, daß Du versprochen habest, vorläufig strikten Stillschweigen zu bewahren, und verlasse Dich darauf, daß ihre Gefühle für Dich dadurch nicht ungünstig beeinflußt werden."

„Nun ja, Vater, wenn Du es wünschst . . ."

„Ja, Du erweist mir dadurch einen großen Gefallen; aber diese letzte Prüfungszeit wird nicht allzu lange dauern und ich werde Dir so erträglich wie irgend möglich machen. Ich werde mit Herrn Ruberry sprechen und ihn zur Dich zu interessiren suchen . . ."

„Würde es nicht besser sein mit Herrn Robert zu sprechen? Er ist d eigentliche Herr und Meister."

„O, ja, weiß wohl, obgleich ich da schon verschiedene Werke geben muß, denn der alte Fuchs ist ungemein schlau und argwöhnisch. — Doch nun sage mal, mein Junge, wie steht es mit Deinem Gelde aus?"

„Oh, ich habe mir etwas gespart und ich bekomme wöchentlich fünf Schillinge Lohn."

„Wöchentlich fünf Schillinge! Und wieviel hast Du Dir gespart?"

„Fast fünf Pfund."

„Fast fünf Pfund?" wiederholte der Oberst lächelnd. „Nun, wie viel soll ich Dir geben? Bedenke, daß Du ein Recht hast, etwas zu fordern. Du bist mein Sohn und Erbe und unter normalen Verhältnissen solltest Du jetzt auf der Universität oder in der Armee sein, anstatt daß Du Dich kümmerlich selbst ernähren mußt. — Wie viel soll ich Dir also geben?"

„Das zu bestimmen, kann ich doch nur Dir überlassen; ich komme aber auch mit dem, was ich verdiene, sehr gut aus."

„Und ich will es nun gerade Dir überlassen, es zu bestimmen; — — Nun also — — wie viel?"

„Ja, wenn ich es denn durchaus sagen soll," antwortete Robin verlegen, „so denke ich, daß zehn Schillinge wöchentlich eine sehr reichliche Zulage sein würden."

„Nein, Robin, zehn Schillinge kann ich Dir nicht geben."

„Ich bin gewiß zu zufrieden gewesen," stotterte Robin betreten. „Also vielleicht fünf Schillinge."

„Nein, mein guter Junge," sagte der Oberst lächelnd. „Ich meinte nicht, daß zehn Schillinge zu viel wären, sondern viel zu wenig. Du sollst hundert Pfund das Jahr haben und nächstes Jahr, wenn Du mündig bist, sollst Du tausend Pfund haben."

„Tausend Pfund!" rief Robin starr vor Erstaunen aus. „Allzuviel tausend Pfund, was soll ich damit machen?"

„Wenn Du erst Deine Dir rechtmäßig zukommende Stellung als Erbe von Birkensteed einnehmen wirst, so werden Die tausend Pfund nicht zu viel erscheinen. — So, also diese Sache wäre hiermit erledigt. — Ich will mir aber noch die Mühe von dem Advokaten Ghybb notiren; ich werde ihm jedoch lieber nicht schreiben, sondern ihn persönlich aufsuchen, sobald ich nach London komme; vielleicht kann ich es dann so einrichten, daß ich Dich mitnehmen kann und wir gemeinschaftlich das Grab Deiner Mutter besuchen. — Was ich noch fragen wollte, ist Dir niemals aufgefallen, daß Fräulein Ruberry irgend jemandem sehr ähnlich sieht?"

„Ja, sie gleicht meiner Mutter."

„Es ist Dir also auch aufgefallen; ja die Aehnlichkeit ist wunderbar, sie kann aber doch nur eine zufällige sein, da eine Verwandtschaft nicht vorhanden ist."

„Sie gleicht ihr aber auch im Charakter, denn außer meiner Mutter habe ich nie jemanden getroffen, der so gut und liebenswürdig ist wie Miriam."

Der Oberst sah ihn prüfend an und erriet, daß Robins Zuneigung zu Miriam wohl doch etwas mehr als nur platonisch wäre.

6. Kapitel. Kombinationen.

Robins hoffnungsfreudiges Gefühl, welches ihm auf seinem Heimwege ganz bedeutsam, war das der Erleichterung und Zufriedenheit, denn mit einem Schlage war er jetzt von allen Zweifeln und Sorgen befreit die ihn seit Wochen gequält und jetzige Ruhe gerauht hatten. Und dann war der langjährige, sehnlichste Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen — er hatte seinen Vater wiedergefunden und sein Vater entsprach völlig dem Ideal, welches er sich immer von ihm gemacht hatte, und er konnte bewundernd an ihm aufblicken als dem vollendeten Vorbild aller Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit.

Und welche glänzenden Aussichten boten sich ihm plötzlich dar! Die Ereignisse des heutigen Tages erschienen ihm noch wie ein Traum. Was es denn möglich, daß er, die namenlose, arme Waise über Nacht der Erbe von Schloß Birkensteed und eines sehr unermeßlichen Vermögens geworden war, daß der arme Fabrikleherling plötzlich als der Sprosse einer vornehmen alten Familie anerkannt wurde? Was konnte er sich mehr wünschen, als dieses beinahe märchenhafte Glück, das ihm plötzlich in den Schooß gefallen war?

Aber trotzdem war Robin nicht ganz glücklich und zufrieden, denn er durfte Miriam zu seinem Glücke nicht theilnehmen lassen. Er durfte ihr kein Wort von dem erzählen, was heute vorgefallen war — und doch sehnte er sich so danach, ihr alles zu erzählen. Und war dieser Wunsch nicht begreiflich? Sie war seine treue Freundin und Rathgeberin gewesen, als er von aller Welt verlassen in Noth und Armuth lebte — und jetzt, da ihm Glück und Reichthum winkten, sollte sie sich nicht mit ihm freuen dürfen?

Und er liebte sie; ja, jetzt, wo sein Vater ihm die Augen geöffnet hatte, wußte er, daß er mehr als brüderliche Zuneigung für sie empfand, daß er sie über alles, alles in der Welt liebte. Noch vor wenigen Stunden hätte er es zwar nicht wagen dürfen, seine Augen zu ihr zu erheben; aber jetzt war er ja nicht mehr der arme, verachtete, rechtlose und heimlose Arbeiter, jetzt war die Schranke gefallen, die eine soziale Annäherung zwischen ihm und der Tochter des reichen Fabrikanten unmöglich gemacht hatte. Durfte er sich nicht jetzt mit der Hoffnung tragen, daß sich einst ein Glück verwirklichen würde, welches ihm als das höchste auf Erden erschien? Dem Erben von Birkensteed würde Herr Ruberry die Hand seiner Tochter nicht verweigern dürfen, aber dem Lehrling oder Arbeiter Nelson hätte er mit Fug und Recht die Thür weisen können.

Doch was halfen alle diese Betrachtungen, wußte er denn, ob sie ihn liebte?

Er hatte eine freundschaftliche, schwesterliche Zuneigung für ihn empfand — ja, das wußte er; aber daß sie ihn liebte so wie er sie liebte — nein, das konnte er nicht glauben, es wäre zu viel des Glücks für ihn gewesen.

Wie gern würde er aber alles thun, um sich ihre Liebe zu erwerben, wenn er nur Gelegenheit dazu hätte; allein der Befehl seines Vaters zwang ihn ja dazu, ihr Vertrauen und die offenes Gesetzenkommen mit Mißtrauen und Stillschweigen zu vergelten, und er begann zu fürchten, daß dadurch ihre guten Beziehungen leiden und er schließlich ihre Freundschaft gänzlich verlieren würde.

„Ja, es ist schlimm, sehr schlimm!" rief er mit einem tiefen Seufzer laut aus.

„Was ist schlimm, Nelson?"

„Was! Sie hier, Remford?" sagte Robin erstaunt, als der Weber plötzlich vor ihm stand und ihm die Hand entgegenstreckte. „Ich glaube, ich habe laut gedacht."

„Ich scheint beinahe so; das ist übrigens ein gefährliche Angewohnheit — — oder wollten Sie vielleicht, daß alle Welt ihre Gedanken erfahren sollte? — Was ist denn so schlimm?"

„Eine Angelegenheit, an welche ich gerade dachte."

„Und welche Sie nicht erzählen wollen, nicht wahr? Nun, seien Sie unbesorgt, ich werde Sie nicht darüber ausfragen. — — Sie kommen Sie denn her?"

„Wem — — — Schloß."

„Haben Sie den Herrn Oberst gesprochen?"

„Ja."

„Und was war das Resultat ihrer Unterredung?"

„Ich darf es nicht sagen."

„Sie dürfen es nicht sagen?"

„Nein, ich habe — dem Oberst mein Wort gegeben, daß ich von allem, was heute zwischen uns gesprochen werden ist, „niemandem etwas erzählen will. — Er wird übrigens selbst mit Ihnen sprechen."

„Was? Er will mit mir sprechen und Sie dürfen nichts